



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Paul Heyse. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Paul Heyse.

### 1.



ie Weisen mehrerer Facultäten und die Aesthetiker vieler Grade wissen es zu rühmen, daß Cultur und Wesen einer ganzen Zeit, die Summe ihres Lebens aus den Dichtern eben dieser Zeit, so fern es nur die rechten gewesen sind, herauszulesen seien. Die naheliegende Folgerung jedoch, daß dann die Menschen unsrer Tage einige Belehrung über ihr eigenstes Wollen und Fühlen aus den lebendigen, augenblicklich noch nicht commentirten Dichtern zu gewinnen vermöchten, wollen sie nicht gern zugeben. Denn das rechte Verständniß für diese historische Seite poetischer Schöpfungen scheint ja erst anzuhoben, wenn es mit jeder lebendigen, unmittelbaren künstlerischen Wirkung, mit dem geringgeschätzten „bloßen Genuß“ zu Ende ist. Auf alle Fälle soll die simple Wahrheit vom innern Zusammenhang der Zeit und der Dichtung, von der unbewußten und der gewollten Widerspiegelung des ganzen Lebens in guten poetischen Schöpfungen doch wieder nur für gewisse Zeiten zutreffen, unter denen sich, wie männiglich bekannt, die unsre nicht befinde. Wir haben, lautet die Beweisführung, eine Tendenzliteratur, die völlig Product des Augenblicks, die alles in der Welt, nur keine Poesie ist und wahrlich weder sich selbst für Poesie erachtet, noch von ihren jeder poetischen Sehnsucht baren Lesern dafür erachtet wird. Wir haben einzelne Dichter, die wissen, was Dichtung ist und heißt, aber eben darum zur unfruchtbaren Reproduction von Erfindungen, Empfindungen, Stimmungen und Formen verurtheilt sind, welche andern Zeiten angehören, Akademiker, welche nicht die Macht des Lebens, sondern die Macht einer großen künstlerischen Tradition erweisen.

Wie flach auch dies Raisonnement sei — nachgebetet wird es in großen Kreisen doch. Es hat Perioden gegeben, die an poetischem Talent, an Können weit tiefer standen als die unsrige, aber in keiner Periode zuvor ist die Zuversicht, daß man arm sei an Poesie und nichts rechtes vermöge, so wie jetzt als eine Art Genugthuung empfunden worden. Eine bestimmte Form und Richtung unsrer Bildung beruhigt sich bei der Gewohnheit, mit der oben angedeuteten Beweisführung alles tiefer Interesse an der Dichtung der Gegenwart abzulehnen. Der erfolgreiche Autor ist entweder ein Tendenzbelletrist oder ein Akademiker; ja derselbe Dichter wird das einemal unter erstem, das andremal unter letztem Titel der Vergänglichkeit geweiht. Hinter diesem flachen Mißurtheil verbirgt sich zumeist der Wunsch, Schöpfungen, die man im einzelnen zu genießen nicht unter-

läßt, im ganzen als Ganzes nicht schätzen zu müssen. Und doch ist, sobald sich einmal die reine Freude am augenblicklich gebotnen und genossnen zum Urtheil wandelt, wahrhafte Gerechtigkeit gegen den Dichter nur möglich, wenn man die Totalität seines Wesens und Willens im Bewußtsein behält.

Der Dichter der Gegenwart, der uns zu diesen Betrachtungen Anlaß giebt, Paul Heyse wird in der Regel als Kind des Glückes angesehen, und gewiß ist es, von allem Persönlichen abgesehen, hohes Glück, daß er auf gewissem Gebiet ein Modepoet geworden und geblieben ist, ohne tiefer blickenden Naturen je einen Augenblick für einen Modepoeten zu gelten, daß er sich der frischen Wirkung auf ein großes Publicum erfreuen durfte, ohne von diesem Publicum so abhängig zu werden wie andre Lieblinge desselben. Auch das kann man Glück heißen, daß er immer über den streitenden — nicht Parteien, denn Parteien im höhern Sinne giebt's in der Literatur der Gegenwart kaum, sondern über den sich gegenseitig herabsetzenden literarischen Cliquen der letzten Jahrzehnte eine neutrale Stellung eingenommen hat, ohne dadurch isolirt zu werden. Die Vertreter jener zeitgemäßen Literatur, in der das poetische Vermögen als überflüssig und das künstlerische Naturell als hinderlich gilt, haben zwar Heyse immer als einen „Akademiker“ erachtet, aber als einen Akademiker, dessen „Stilvollendung,“ dessen zugleich starke und anmuthige Beherrschung der deutschen Sprache einen entschiednen Respect abnöthige. Die echten und gerechten Akademiker, sowohl die „theuern Plateniden“ Heinrich Heines als die historisch und archäologisch schwer beladenen Epiker und Dramatiker haben über die Neigung unsres Dichters zur modernen Welt, die hartnäckige Bevorzugung der Grotesk vor der großen Haupt- und Staatsaction, über das gelegentliche „Birchpfeiffern“ in seinen Dramen immer die Köpfe geschüttelt, aber freilich den Adel und die Grazie seines Vortrags, die Schönheit und Reinheit seiner Ottaven und Terzinen (wenn er dergleichen beliebte), die reiche Bildung, welche nie vorgedrängt und coquet dargelegt, gleichwohl aus allen seinen Dichtungen spricht, nur rühmen können. In diesem Sinne ist der Dichter von Glück begleitet worden. Daneben hat es ihm an den Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen des echten, mit innerer Nothwendigkeit seinen Weg gehenden Künstlers keineswegs gefehlt. Einzelne seiner größern Dichtungen, in die er seine ganze Seele gelegt, die zu seinen besten gehören, sind völlig unbeachtet geblieben, andre sind beifällig gelesen oder gespielt, aber in ihrem besten Kern nicht erfaßt worden, der Dichter hat Lob erfahren, das herber kränkt als der unverständigste Tadel, und hat den ganzen Widerspruch der modernen Bildung ausgekostet, welche nach Frische, Natur und Unbefangenheit in der Dichtung lechzt und, wo ihr diese Eigenschaften begegnen, von kindischen und müßigen Spielen zu reden beginnt. Tiefgehende Wandlungen in seinen Anschauungen, von denen manche auch eine Steigerung

der poetischen Wirkung in sich schloß, kamen in der Tageskritik kaum zur Sprache, und die mit Recht empfundenen Mängel und Schranken auch dieser Natur erschienen in der landläufigen Vorstellung weit enger als sie sind. Gewiß, für den echten Dichter, der sein bestes Glück doch im Genuß und der Wiedergabe des Schönen findet, kommt nicht so viel hierauf an; ebenso gute und bessere Männer als er haben alles das und mehr ertragen. Für die Literatur aber ist es schon nicht so unwichtig, daß wenigstens der Versuch gemacht wird, die Totalität eines begabten und fruchtbaren Dichters zu erfassen und dem innersten Kern seines Schaffens nahe zu kommen. Im Verstehen und gerechten Beurtheilen eines Schaffens, einer Individualität, wie wir es dem Leser anheimen, erschließt sich allmählich Verständniß auch für andre. Fruchtreich möchte sich der tiefergehende Antheil an einem (wir meinen nicht nur an diesem!) zeitgenössischen Dichter auch für manche erweisen, die nach dem Begreifen dieser Zeit lechzen und damit anfangen, daß sie die lebendige Dichtung, aus der allen Kneipenpolitikern und Börsenpraktikern zum Trotz mancherlei zu begreifen wäre, verächtlich bei Seite schieben. Wird eine kommende Zeit vielleicht einen freieren Standpunkt bei der Prüfung der Talente unsrer Zeit einnehmen, so giebt es doch ohne Frage Elemente und Bezüge in den Werken dieser Talente, die nur wir Mitlebenden erfassen und gerecht würdigen können. Von vornherein muß die Gesamtübersicht von Heyses Schaffen, die bloße Thatsache, daß der Dichter unter uns hat erwachsen, sich entfalten, sich behaupten und wirken können, den Aberglauben widerlegen, daß der Sinn der Gegenwart nur ihren Parteileidenschaften und Parteikämpfen zugewandt, allen rein menschlichen Bezügen, allem, was man „Privatdasein“ schelten kann, abgewandt, das Interesse am Einzelschickal wie an der Einzelerrscheinung, das Gefühl für alles Innenleben erstorben sei. Weit eher könnte ein unbarmherziger und einseitiger Pessimist aus Heyses gesammelten Schriftens heraus den Beweis führen, daß das Menschenalter zwischen 1850 und 1880 nur zu sehr unter der Herrschaft des Eudämonismus gestanden und in seinem Glückseligkeitsdrange auch in gewissen Schmerzen geschwelgt habe.

Diejenigen aber, welche Paul Heyse einen „unzeitgemäßen,“ einen akademischen Dichter schelten, pflegen dabei zumeist an seine Anfänge, seine frühreife Formvollendung, seine in jungen Jahren entwickelte Sprachvirtuosität zu denken. Als Primaner schon hatte er ein kleines Märchenbuch „Jungbrunnen“ drucken lassen, welches ein fleißiges Studium Eichendorffs und anderer Romantiker verrieth und für die wirkliche selbständige Begabung so wenig eine Bürgschaft war wie die shakespeareisirende Tragödie „Francesca da Rimini.“ Heyse ist in kunstfrohen, kunstgebildeten Umgebungen aufgewachsen, und der nachahmende Trieb, in dem sich das wahrhafte Talent und die dilettantische, rasch verfliegende Lust, die „nur

in der Jugend Drang“ singt, begegnen, war bei ihm von Haus aus in besserer Schule als es in der Regel der Fall ist. Dem Sprachfertigen, Sprachkundigen, welcher als Fachstudium mit allem Ernst die romanische Philologie betrieb, blieb mancherlei Stammeln und Stottern erspart, auf gewisse Ziele konnte er mit fester Sicherheit losgehen. Daran fehlt es in den frühesten seiner „Novellen in Versen“, jenen als „Hermen“ (1854) zuerst gesammelten Dichtungen nicht. „Urica“, „Die Brüder“ und ähnliche Gedichte verrathen ein entschiednes Uebergewicht der Freude an der reinen und glänzenden (in „Urica“ sogar an der schwierigen Form der „Spenserstanze“) über die Theilnahme am Inhalt. Freilich machte sich, wo der Stoff günstig und dem eben reisenden Naturell des jugendlichen Dichters adäquat war, wie in „Margherita Spolentina“, schon ein leidenschaftlicher Zug, ein Anschauungsvermögen geltend, das nur dem tiefen und entwicklungsfähigen Talent eigenthümlich ist und wohl von jenen in Anschlag gebracht wurde, die ein wenig vorzeitig auf Heyse als eine Hoffnung der deutschen Poesie hinwiesen. Die Dichtungen, welche in den Jahren 1852—1854, zum Theil als Früchte der ersten Italienreise, entstanden (unter ihnen die poetische Erzählung „Michel Angelo Buonarroti“, das reizende kleine Gedicht „Die Furie“, in dem ein Element köstlichen Humors waltet, die erste Sammlung der „Novellen“ mit vier in sich grundverschiednen Prosaerzählungen, darunter „Am Tiberufer“ und „L'Arabiata“, das dramatische Gedicht „Meleager“) waren so entscheidende Talentproben, daß schon damals klar ward, die poetische Production sei der eigentliche Beruf Paul Heyses. Daß der Dichter sich tapfer mit jeder äußern Nothwendigkeit, die ihm andre Pflichten auferlegt hätte, abgefunden haben und dabei sich selbst treu geblieben sein würde, können nur jene in Deutschland nie mangelnden Neidhämmer in Zweifel ziehen, welche in der frühen Berufung Heyses nach München, als jüngstes Mitglied jenes Kreises, den König Max II. von Baiern um sich bildete, die Erklärung seiner andauernden, beinahe immer gleich frischen und eigentlich nie erlahmenden Leistungsfähigkeit erblickten. Gewiß ist, daß der junge Schriftsteller, dem es solchergestalt in feltner Weise gegönnt ward, seiner Kunst zu leben und den naturgemäß neben der Schaffenslust eine freudige Zuversichtlichkeit erfüllen mußte, glücklich genug angelegt und ernst genug zur Selbstprüfung gestimmt war, um neue größere Anläufe zu nehmen und sich einigen Fesseln rasch zu entwinden, mit denen ihn sein bisheriger Entwicklungsgang und die neue, vielbeneidete Situation, in der er sich fand, belastet hatten.

Von einem akademischen Dichter im engeren Sinne des Wortes, einem solchen, welcher, der lebendigen Phantasie, der Leidenschaft und Empfindung wie des Auges für die Welt und ihre Erscheinungen entbehrend, Erfindungen variirt,

sich Stimmungen anempfindet und sich in Formen übt, welche vor ihm gleichsam als poetisch approbirt sind, konnte bei dem Verfasser der „*U'Arabiata*," der „*Einsamen*," bei dem jugendlichen Dramatiker, der mit dem Schauspiel „*Die Pfälzer in Irland*“ sich frisch und keck zur dramatischen Prosa entschloß, schon damals in den ersten Münchner Jahren keine Rede sein. Und doch erkennt man wohl, daß ein gewisses Abwenden von der Breite des Lebens, welche Eigenthum des Dichters ist, eine ausgesprochne Scheu vor den Elementen, die andererseits als besonders nothwendig für die „*moderne Poesie*“ erachtet wurden, daß gewisse Lieblingsvorstellungen, die leicht einseitig werden konnten, den jungen Dichter beherrschten. Heyse war in jenen ersten Jahren nach der Revolution des Jahres 1848 emporgewachsen, in welchen eine scharfe Abrechnung mit den Tendenzphrasen und den gestaltlosen Geistreichigkeiten der liberal=revolutionären Literatur der dreißiger und vierziger Jahre an der Tagesordnung und geboten war. Sein Naturell, seine Kunstüberzeugungen und die Einflüsse aller seiner Umgebungen setzten ihn in künstlerische Opposition mit der hochfliegenden Rhetorik, der gequälten Reflexion und dem spröden unschönen Realismus, die in der Tendenzdichtung überwogen. Er sprach der Poesie mit Recht die Unabhängigkeit ihrer Stoffwahl zu und setzte mit Zug alles Vertrauen in die Belebung jedes Stoffes durch den Dichter. Daß diese Belebung immer nur durch die Wärme, mit welcher der Schaffende für seine Handlungen und Gestalten erfüllt ist, durch die leidenschaftliche Theilnahme, das innre Mitleben, niemals aber durch das wenn auch noch so große künstlerische Interesse am Formellen, an der Technik einer poetischen Aufgabe, an den Außendingen, an der Lebendigkeit und Schönheit des Vortrags erfolgen könne, daß insofern der Dichter nicht jeden Stoff zu befehlen vermöge, war ihm damals wohl kaum zur vollen Ueberzeugung geworden. Das Gedicht „*Die Braut von Cypern*," die epische Dichtung „*Thekla*," in gewissem Sinne selbst die Tragödie „*Die Sabinerinnen*“ verriethen bei allen Schönheiten mindestens wo unserm Dichter die Gefahr drohte. Er traute dem graziösen Spiel der plastisch wiedergegebenen Situation oder glänzenden Schilderung, dem edeln Aufbau einer poetischen Handlung höchste Wirkungen auch da zu, wo keine vom Dichter mitempfundne Leidenschaft, keine Gewalt innerlich vollerlebten, dem Hörer und Leser mitaufgehenden Lebens zu solchen Wirkungen half. Dieser Dichter war nie in Gefahr sich in Fragen oder hohlen Bombast zu verlieren, aber die „*Studien*," die künstlerische Lust am spielenden Ueberwinden selbstgesetzter Schwierigkeiten hätten ihm gefährlich werden können.

Sodann trat bei Heyse früh ein andres Element hinzu, welches er nur spät und nie unbedingt besiegt hat. Es war, wie namentlich Georg Brandes in seiner geistvollen Abhandlung über „*Paul Heyse*“ („*Deutsche Rundschau* 1876“)

hervorgehoben hat, etwas von der Natur eines bildenden Künstlers in ihm, welcher reine Freude und volles Genügen nur beim Anschauen der körperlichen Schönheit empfindet, und welcher den Mangel derselben nicht ertragen kann. Senes Jugendgedicht, in welchem der greise Michelangelo seinem getreuen Urbino die Geschichte seiner Liebe=Nichtliebe zur Marchese von Pescara erzählt und sagt:

Da wie klar

Erkannt ich mich und ahnt' ich wer sie war!  
 Doch war ich recht dem Wohlklang hingegeben  
 Der hohen Seele, flüsterte mir zu  
 Ein eigensinniger Dämon: Blinder Du!  
 Du könntest auch den Finger meisternd heben,  
 Denn dies Gesicht hat Gott verpflusst! — Da schlug ich  
 Die Augen nieder und im Herzen trug ich  
 Ein widrig=zweifelhaft Gefühl —

drückt nicht bloß einen tiefen Einfall, sondern eine tiefreichende, beständig wiederkehrende Ueberzeugung des Dichters aus. Das gleiche Problem, daß die Incongruenz der edlen Seele und der unedlen Erscheinung nicht versöhnt werden könne, drückt noch viel schärfer und in ein ganz modernes Lebensbild gestellt die Novelle „Der Kreisrichter“ aus. Mit seinen Künstlergestalten bis zu Genelli in der Novelle „Der letzte Centaur,“ bis zu Jansen und Rohle, dem Bildhauer und dem Maler des Romans: „Im Paradies,“ theilt der Dichter stark und entschieden den Zug zur schimmernden, beseligenden Schönheit und fühlt alle heiligen Schauer, welche dieselbe in der Seele wecken kann. Nun ist er aber Poet und nicht Bildhauer oder Maler, seine Darstellung der Welt kann und darf nicht, auch wenn er hie und da und meist mit Glück Lessings Laokoon ein Schnippen schlägt, in der Erfassung und Wiedergabe der äußern Schönheit aufgehen. Daraus erwächst die starkentwickelte Neigung Heyses bei der Aufnahme des Lebens in seine Phantasie, Uebereinstimmung der äußern und innern Erscheinung vorauszusetzen, den seelischen Reiz nicht nur im menschlichen Angesicht und in der Gestalt wieder erkennen zu lassen, sondern, mit wenigen Ausnahmen, gewisse Vorzüge der innern Natur, einen edlern Zug der Seele, das höhere Vermögen Menschen zu fesseln und auf Menschen zu wirken, den schönen Menschen allein zuzuthemen. Er hat hier unendlich feine Abstufungen und weiß sehr gut, daß Anmuth und Liebenswürdigkeit, hoher Sinn und Adel der Empfindung nicht nur von den leuchtend schönen Gesichtern allein ausstrahlen. Es ist im Gegentheil eine besondre Stärke seiner Kunst in wenigen zeichnenden Worten den stillen, oft übersehenen Reizen, der schlichten und gleichsam versteckten Anmuth zu ihrem Recht zu verhelfen. Und dennoch lag in dieser Neigung des Dichters allerdings eine ernstliche Gefahr für seine poetische Entwicklung. Denn die Abwehr des Unschönen, Widrigen

und Häßlichen darf für den Dichter nie über den Punkt hinausgehen, an dem er noch den Vollgehalt der darzustellenden Welt wiedergeben kann. Es kann bedenklich werden, wenn beispielsweise der Epiker und Dramatiker es vermeiden will, die Wahrheit zu enthüllen, daß die edle äußere Erscheinung oft genug die Tücke, die Niedrigkeit und die Roheit der innern Natur verhüllt. Auch wird der Dichter, welcher der edlen und reinen Natur zu oft und zu unbedingt äußere Verhältnisse über dem Kampfe des Lebens, über den harten Nöthigungen des Daseins leiht, unwillkürlich in ein Mißverhältniß zum Wesen der irdischen Dinge gerathen. Wer die Dichtungen Heynes prüfend vergleicht, kann leicht wahrnehmen, daß in einer Reihe ältrer Productionen ein gewisser Zug zu allem angedeuteten vorhanden war, und muß die ganz außerordentliche Steigerung an freier Unbefangenheit, an seelischer Kraft, welche vor gewissen Räthseln, Tiefen und herben Widersprüchen des Lebens nicht mehr zurückweicht, in der spätern Entwicklung des Dichters mit frohem Antheil gewahren.



## Das Südpolargebiet.



as treibende Motiv in den großen Entdeckungen des 15. bis 17. Jahrhunderts war bekanntlich die auri sacra fames in ihren zahlreichen Spielarten. Aber aus jenem materiellen Streben arbeitete sich der Geist empor und setzte neben die Sucht nach Gewinn die Freude an der reinen Erkenntniß und das wissenschaftliche Interesse, das wiederum jener einen tiefern Gehalt und edlere Impulse zu verleihen vermag.

Die Resultate jener im großen und ganzen zunächst mit dem Jahre 1650 ihren Abschluß findenden Epoche bestanden darin, daß die mittelalterliche Welt sich erweiterte zu den heutzutage noch giltigen fünf Erdtheilen, deren Umrisse nur für Nordamerika und Australien ganz unbestimmt blieben.

Der Wiederbeginn der Entdeckungsreisen knüpft sich an den Namen J. Cook, dessen erste Reise 1768—71 den jüngsten Abschnitt der Erweiterung unsrer autoptischen Kenntniß der Erdoberfläche und der genauen Erforschung der schon bekannten Länder einleitet. Nach dem Vorwiegen der wissenschaftlichen Arbeit giebt diesem Abschnitt D. Peschel den Namen: Das Zeitalter der Messungen. Das Epochenmachende von Cooks Reisen aber bestand darin, daß er es zuerst wagte, in das mare incognitum südlich von den bekannten Festlandspitzen einzudringen. Damit begann die Entdeckung des Südpolargebiets.